II. Jahr. Heft 11.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Heimkehr der Seele / Ludwig Seifert: Jung Georg / Hugo Neugebauer: Das Ordal (Schluß) / Albert Wieser: Auf Nachtwacht beim Pulverturm / Robert Hohlbaum: Herbstmorgen / Bernhard Jülg: Trentinis neue Romane / Hartmann: Brixner Chronik X / Benedikt: Innsbr. Kunstschau XI / Voranzeige / Karikaturenfolge 35: Max von Esterle: Professor Galante.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. November 1911. Heft 11.

Heimkehr der Seele / von Carl Dallago.

I.

Das Geläute der Landschaft wird müder und stiller. Die Töne senken sich in Tiefen ohne Widerhall. Es kommt ein eigener Friede auf, der des Ansturms lächelt und der Wucht der Klänge wie aller Erkenntnis, — der nichts hat als ein bleiches Rauschen vor Stille.

Vieles liegt in ihm begraben, und das Andere hat sich ihm gefügig zugesellt. Er breitet sich über Täler und Berge, legt sich auf Almen und Waldung und verwischt alle Spuren von Geräusch und Nöten. Er hüllt mit seiner bleichen Helle in ein seltsames Dunkel alle Dinge. Er schaut sich an wie ein großer Heimgang. — Und er wirbt um die Heimkehr der Seele starr und steinern, sphinxartig und unentrinnbar.

* * *

Der Hauch der Dämmerung redet meiner Seele zur Abrüstung. Ihr Flug war weit genug, und umständlich genug ihr Flattern. Allem Geläute der Landschaft lauschte sie willig und zog selber oft mit an den Glockensträngen. Sie war wie ein Vogel, der überall aufsitzt und alles zum Schwingen bringt, daran er rührt. — Und was sie alles an Erkenntnis ausfindig machte, das glättete sie und breitete es vor sich aus. Zuguterletzt aber wird es ihr eine Last — eine Bürde, und sie hat keine Freude daran. Ihr Innerstes und Eigenstes gehört der Stimmung.

Wie machtvoll und gebietend tritt diese aber auch auf im Vergleiche zur Erkenntnis! Dabei kommt sie sanft und linde daher, oft

wie ein Hauch in den zartesten Farben und Tönen. — Zuweilen kommt sie herangeflogen mit Schwingen, darin Melodien rauschen. Und sie schreitet über alle Erkenntnis hin, als wäre diese nur da, sie zu tragen.

Die Stimmung ist ein geborener Herrscher. — Wo sich Erkenntnis mühsam Wege bahnt und sich ans Licht ringt, fliegt die Stimmung heran und breitet sich über jene als dunkler Schatten oder als schimmernder Sonnenstrahl, immer aber als das Entscheidende für die Seele. — Wo die Erkenntnis aufreizt zur Auflehnung gegen jegliche Tyrannei des Leibes und der Seele, beschwichtigt wieder die Melodie der Stimmung alle Erkenntnis, braust über sie und alle Tyrannei hinweg, selbstherrlich und unbekümmert um ihre Siege. Denn die Gewalten der Stimmung wachsen wie die Mächte der Seele aus dem Gewoge des Grenzenlosen — aus den Wellen des Zeit- und Raumlosen — aus dem Wesen der Unendlichkeit.

Damit bewahren wir uns unsre höchste Unabhängigkeit. Damit nehmen wir der Brutusnatur in uns die Notwendigkeit, sich an jeder Art von Tyrannei — also auch die Möglichkeit — sich an Cäsarengröße vergreifen zu müssen.

* * *

Wunderlich weit und traumhaft ersteht die Nacht. Ihr dunkler Flügelschlag rauscht um die Berge mit Silberschwingen. Schwarz und massig kauert die Waldung. Der Himmel wächst sich hoch und endlos und wölbt sich hart wie ein ehernes Schweigen über die Welt. Und die Erde dunkelt immer mehr und mehr. — Tal drängt sich zu Tal und Hang zu Hang. Alles will zusammenstehen und sich aneinander schmiegen als ein Dasein von müden Leibern und müden Seelen, die schwer von Schlaf sind und nur noch der Ruhe begehren.

Ein Frösteln rührt an meine Seele in den heraufziehenden Schatten der Nacht. Sie fühlt sich den Wanderungen und aller Umschau abgekehrt. Ein Hang zum Verweilen überschattet ihr Empfinden. — Eine Müdigkeit, groß, still und farblos, schleicht sich in sie und tropft in sie Regungen, die ein Heimkehrbedürfnis — den Wunsch, sich zu betten in Dunkelheit und Verlorenheit — in ihr auslösen.

Und es gleitet Stimmung um Stimmung von ihr, nachdem sich alle Erkenntnis längst verflüchtet hat. Langsam neigt sie sich dem Dasein zu: dem Dasein der müden Leiber und müden Seelen, die so schlafschwer sind und nur noch der Ruhe begehren. Und die Seele will zusammengehen und zusammenstehen mit all dem Dunkel, das um sie ist, — will sich lehnen an diese Dunkelheit und eins werden mit ihr und mit dem Leuchten, das von ihr ausgeht: mit den bleich schimmernden ruhenden Bergen und dem Gefunkel der Sterne. — Heimkehr der Seele.

Und eines Tages oder in einer Nacht wird auch für mich die Stunde kommen, der ich heute noch nicht denken mag: die Stunde weltfern aller Stimmung und aller Erkenntnis, die Stunde der großen Ruhe — des großen Stillstandes — der großen Stille, — die Stunde der letzten Heimkehr. Vielleicht erfüllt sich darin erst das goldschwere und tieflautere Unendlichkeitsempfinden Giordano Bruno's, — und du, o meine Seele, weseſt dann erst eigentlich im Wesen der Unendlichkeit!

II.

Ich bin bis hierher gewandelt meiner Seele zu willen — ganz Ohr für meine Seele, die ihrer Unabhängigkeit mit der ganzen Flugkraft ihrer Schwingen zustrebt. Was ich alles in die Hand nehmen mußte und noch mehr vor's Auge, um alles ernstlich besehen zu können, — um es zu werten und als unzulänglich wieder fallen zu lassen! — Ich habe mir gewiß keine Freunde erworben, die der Freundschaft bedürfen; denn jene wenigen Menschen, die mich und mein Werk völlig in sich aufzunehmen vermögen, — die in meinen Worten den Klang ihres Herzens wiederfinden, — deren Seele mir zueilt, sind unabhängig genug, um meiner, als eines Freundes, entbehren zu können.

Aber es gibt Freundschaften, ungesagt und unausgesprochen, die dennoch mächtig durch den Raum wirken, — deren Wirkung ist wie ein Hauch des Beifalls und der Verwandtschaft aus lichteren Fernen, der sich dann einem wie angewehtes Glück zugesellt. Und ich bescheide mich mit diesem. Als Säemann von den Bergen her, denen ich immer näher rücke —

denen meine Seele immer näher rückt, bin ich nicht verwöhnt in der Ernte. Fels, rauher Boden, Mangel an Erde, ein den wildesten Stürmen ausgesetzter Stand und die dünnere Luft lassen der nutzbaren Fruchtbarkeit wenig Spielraum. Hier züchtet man sich seltenere Blumen und Blüten als Seelengruß — als Herzensgabe für irgend ein Liebes, Innigvertrautes in der Ferne, das dann daraus die stillen Waldwege und jähen Pfade, — die Gefahren, Kämpfe und Siege, — die wundersamen Raststätze und Ausblicke einer ganzen Menschenseele zu lesen weiß.

Und zuguterletzt möchte ich meine Ausführungen nicht als Glaubenssätze genommen wissen. „Wir würden uns für unsere Meinungen nicht verbrennen lassen; wir sind ihrer nicht so sicher. Aber vielleicht dafür, daß wir unsere Meinungen haben dürfen und ändern dürfen," sagt Nietzsche ungemein zutreffend.

Also unsern Freimut anzubringen, handelt es sich — unsern Freimut, der nie frei genug und nie mutig genug sein kann, wenn es die Unabhängigkeit unserer Seele gilt.

* * *

Wieder finde ich mich allein im unendlichen Raum. Ein lauer West bespült meine Wangen. Schlanke, schweigsame Lärchen stehen um mich mit hochragenden Wipfeln. Wolkenkähne schleift der Wind gegen Osten. Eine große Wolke schwebt über mir: weiß, silbern, durchsonnt, — ein Rätsel von Eigenheit und Schönheit.

Und doch — wenn die Baumwipfel wachsen wollten, — hoch, überhoch, in die Wolke hinein — ist es wiederum nichts: — alles Luft, leer, kein Widerstand — alles endlos — — Unendlichkeit.

Vielleicht ist alles, was ich sage, so klein, so flüchtig, so unmaßgebend wie eine Wolke im grenzenlosen Raum. Und das von mir Gesagte ist nur wie geballte Luft — Dunst, daß sich alles wieder entrollt und verflüchtigt. — Sicher habe ich auch meine dummen, kleinen und engen Stunden; — und meine höchste Stunde sagt mir wieder nur, wie wenig alles Wissen ist. —

Schon ist die Wolke verflattert — verdunstet, und die Bläue strahlt

tiefer, endloser, sphinxartiger als je. Ich weiß nur, daß ich bin — daß ich atme — daß ich ausströme: daß dies Gefühl der Innigkeit, der Heftigkeit, der Weite meines Ausströmens die Größe meines Lebens ist.

Ludwig Seifert / Jung Georg (Votivbild)

Den Märzenhimmel deckt noch Schneegewölk,
In das die düstren Felsentürme ragen.
Die schwarzen Wände rings voll Trotz und Schweigen.
Die Sonne scheint nicht. Nur der wilde Bach
Sprüht weißen Geifer in dem dunklen Grunde.
Grell leuchtet Schnee auf steilem Bergesfirst.

Die Forste schweigen. Graue Abendstunde
Schwebt in die tote Alpenschlucht herab.
Jetzt dröhnt der Pfad vom Schlage fester Hufe
— Ein Geier fliegt mit rauhem Rufe auf,
Es schimmert durch das finstere Geäst:
Ein Ritter jung und braun und Lockenhaupt
Auf schwerem Pferde naht — er ist allein.
Sein Aug' ist helle wie das Erz der Brünne,
Sein Mund viel röter noch als der Rubin
In seinem Helm. — So sind nicht Knabenstirnen —
In seinen Locken träumt des Waldes Frieden.
Ihn kümmert nicht die tote Einsamkeit
Und nicht die Räuberburg am Hügelhaupt.
Tönt ihm des Wassers Toben in der Tiefe
Schon wie des Drachen gelles Wehgeschrei?
Ahnt er den Schwerterruf von späten Schlachten?
— Er lächelt leis und grüßt mit seinem Blick
Die eine Wolke, der das Abendlicht
Entströmt, ein mattes, silbergraues Leuchten.

Die Nacht wird stürmisch sein und sternelos.
Den Knaben-Helden schreckt ihr Schweigen nicht,
Er reitet ruhevoll zu seiner Tat und groß.

Das Ordal / von Hugo Neugebauer.

(Schluß.)

Zwischen Palas und Münster wuchteten dumpfe Hammerschläge auf Holzpflöcke. Da bauten die Schmiede des Landes Laubhütten am Wege des Leidens, den Mechel beschreiten sollte, des alten Königs junges Weib. Weit war der Weg und lief den Rücken eines Hügels entlang, den nannte das Volk den Teufelssattel. Denn Ekkal der Mönch, der Blutschande büßte an dem Orte, wo jetzt Ekkala steht, die Stadt der Könige, hatte in einer Vollmondnacht den Teufel im Sattel sitzen sehen, ein Weib vor sich, das glich Ekkals junger Mutter, die fast noch ein Kind war, als sie ihn geboren hatte.

Weit war der Weg, darum hatte der König Herolde ausgesandt mit Pauken und Drommeten und strengem Befehl an alle Bauern im Lande, Freie und Hörige, Pflüge aufs Schloß zu schaffen bis zur nächsten Neumondnacht. Wer aber bis dahin säumete ohne ehehafte Not, dem sollten die Schienbeine zerschlagen werden, wenn er hörig, der Kopf abgehauen werden, wenn er frei wäre. Da kamen die Bauern in Scharen herbei mit Pflügen, alten und neuen, und unterdrücktem Geseufze, denn die Feldfrucht lag in den Scheunen gehäuft und die Stoppeln harrten der Schar vor dem Regen des Spätherbstes, der das Erdreich aufweicht zwei, drei Schuh tief, daß die stöhnenden Gäule versinken und keine Geißel sie vom Flecke treibt. Aber die Knechte lachten sich ins Fäustchen und bewieherten die Unzucht der Königin und der rohen Bauern Not, denn nun hatten sie goldene Tage der Muße, konnten mit den Mägden in den Scheunen liegen und buhlen.

Mit den Bauern kamen die Schmiede, des Königs Rufe folgsam, Huf- und Sensenschmiede, die auch die Pflugscharen glühten in der Esse und auf dem Amboß hämmernd krümmten, mit ihren Gesellen, braune, stämmige Kerle mit breiten Schultern und derben Fäusten, geschwielt an Hammerstielen und an den zähen Fesseln der Ackergäule gefestigt. Laubhütten pflöckten und wölbten sie den Sattelweg entlang, während die Gesellen die Hämmer hinaufschafften und die Zangen,

die Blasebälge und die Kühlkübel, die Essensteine und die Amboße mit keuchenden Gespannen. Und war weit und breit im Lande kein Schmied zu finden, der einen Gaul hätte beschlagen können oder ein Wagenrad beschuhen, denn sie waren alle oben und behausten sich vom Palas zum Münster, aßen aus des Königs Küche, tranken aus des Königs Keller, trieben ihr Handwerk bei Tage und verscherzten den Feierabend mit des Königs losem Gesinde.

Es kamen auch die Bresthaften von Ekkala herauf, Blinde, Lahme und Taube die Menge und balgten sich um die Brocken, die von den Mählern der Bauern und Schmiede abfielen. Und Diebe schlichen sich unbemerkt ein mit den Bettlern und Dirnen, Auswurf, der das Landvolk bestahl und betörte und die Lieder der Bänkelsänger vergröberte mit zotiger Zunge. Und Gaukler kamen mit Kind und Kegel und das Zigeunervolk, das in des wracken Meerdrachen Bauche hauste, und trieben allerlei schwarze Kunst und erfüllten alle Höfe der Burg mit Wundergeschrei. Es waren aber auch Fallsüchtige unter dem Volke, Männer und Weiber, die reckten und streckten sich und schlugen platt auf die Bäuche, wenn die Sucht über sie kam, und verdrehten die Glieder und verzerrten die Gesichter mit schäumenden Munden. Und des Königs neugierig Weibsgesind drängte sich zu dem Schauspiel und weidete sich an dem Anblick und einige lachten und andere weinten dazu. Und wandernde Bettelmönche zogen den Fallsüchtigen nach und trieben die Teufel aus, die sie plagten, mit brennenden Wachslichtern in den Händen. Und lockere Chorknaben, der Mönche Buhlbuben, rannten in des Königs Küche und baten die Mägde um Spülkübel für Küsse und liefen mit den Kübeln zum Brunnen und füllten sie mit frischem Wasser und stellten sie den Mönchen vor die Füße. Dann rannten sie zu den Stallmägden und baten um Strohwische für Küsse und brachten die Wische den Mönchen. Und die Mönche weihten das Wasser in den Kübeln und tauchten die Wische ins Wasser und besprengten damit die Besessenen, die sich im Staube wälzten, und plärrten beschwörende Sprüche dazu. Und siehe da: die Teufel fuhren aus mit großem Geächze und gottslästerlichen Flüchen, die den Frommen die Haare sträubten, die Gottlosen aber

zum Lachen brachten. Und manchmal geschah es, daß ein lockerer Vogel der Mönche Geplärre äffte mit krähender Stimme oder daß eine mutwillige Dirne hinging und die flackernden Wachslichter ausblies mit ihrem faulen Atem. Dann gab es allemal Gelächter der Zuchtlosen und Gezische der Züchtigen und es hagelte Schmähworte und Püffe und Tritte.

Mitten in der Menge lustwandelte lautlosen Trittes Sanatas, der Leibarzt des Königs, und lächelte. Denn er erblickte die Gedanken aller und verfolgte sie bis in die verborgensten Windungen des Gehirns, trieb sie in die Enge und drückte ihnen dann sein Brandmal auf. Sein feines Ohr lag an allen Pulsen und belauschte das Rauschen des Blutes und sein bleicher Mund besprach den roten Saft des Lebens mit dunkeln, abgründischen, unerhörten Worten, daß aus dem Rauschen ein Rausch ward und aus dem Rausch ein Wirbel. In die Keller stieg er hinab und warf phlegräischen Schwefel und Phosphor in den Wein, daß der alte zu gähren begann und zu brausen, als wären Wirbelwinde in den Fässern gefangen gewesen, durch die Küchen schritt er bedächtig und würzte die Speisen mit molukkischen Gewürzen, die tückischen Durst entzündeten in den trockenen, heiseren Kehlen. Und wo er drohende Blicke sah und Gemurre hörte, da warf er ein Wort hin, das wie Feuer in Pulver fiel, das Gemurre in Geheul verwandelte und die blanken Messer entblößte.

*

Als nun die Neumondnacht vorüber war und die schmale Mondsichel sich krümmte, da warf Sanatas einen tiefen Schlaf auf alle Natur: der Wind hörte auf zu rauschen, das Wasser der Brunnen und Bäche zu plätschern, Nachtigallen und Zikaden verstummten, alle Tiere und Menschen im Lande schliefen ein, ja sogar die Träume hielten auf seinen gebieterischen Wink inne im Flug und Tanz, so daß kein Auge ihn erblicken konnte, als Sanatas mit ausgebreiteten Armen vom Söller in den Garten sprang wie ein Ball und über das Gras hinschritt, ohne ein Hälmchen zu beugen oder einen Tautropfen abzustreifen, und die Treppe hinauf und den Wehrgang unter den Zinnen entlang huschte nicht anders denn ein Schatte, und über

Graben und Wall setzte und lief, bis er die Laubhütten erreicht hatte, wo unter der Asche die Glut schon glostе für den nächsten Morgen. Und er ergriff die Schürhaken, schürte die Asche von der Glut und beschwor sie mit leisem Gemurmel. Und die Glut verschwor sich ihm mit leisem Gekicher. Und Sanatas lächelte, winkte und schürte sie wieder zu. So ging er die Reihen der Laubhütten zu beiden Seiten des Weges auf und ab, dann rannte er den Sattel hinauf zum Münster, rankte sich wie eine Rebe zur Spitze des Münsterturmes empor, riß den Mantel von den Schultern und warf ihn laut jauchzend in die Luft. Und der schwarze Mantel wuchs und wuchs und wurde zur schwarzen Wetterwolke, die breitete sich über Münster und Schloß und Stadt und Berg und Tal und Ebene und Meer und Inseln, über das ganze Königreich, eine Nacht in der Nacht, und drückte die frei schweifende Luft zuboden, daß sie wie ein Berg auf allem Atem lag und als tödliche Angst in dumpfem Schlafe. — Und Sanatas bückte sich vor und lauschte. Es war aber alles stille, totenstille. Da ließ er die Träume los, die bösen, die wilden, unbändigen, die Traumungeheuer: lautlos kamen sie angeschwebt, unsichtbar durch die Nacht in der Nacht und zerbrachen die ehernen Tore des Schlafes und warfen sich auf die Träumenden und drückten und würgten sie, daß Geächz und Gestöhne die tote Luft erfüllte wie der Wehlaut lebendig Vermauerter. Und Sanatas lauschte und lächelte. —

Siehe, da silberte es blaß durch den Wolkensaum und ein roter Hauch stieg auf über dem Meere im Morgen und der Wind rührte leise die Flügel. Da schrie Sanatas auf vor jähem Zorn. Fluchend griff er nach der Wolke, riß sie vom Himmel, schlug sie sich um den Leib, sprang wie ein Ball zuboden und verschwand mit verhülltem Gesicht durch die verschlossene Pforte des Münsters.

*

Vom Gipfel des Berges der Gnade erhob sich goldglühend der Sonnenball und tauchte den Morgen in blendenden Glanz. Vom Münsterturme erschollen die Glocken und in das Gedröhne von Erz an Erz pfauchten die Blasebälge in den Schmiedehütten, wo die Meister mit den Gesellen an den Essen stunden, die Feuer schürten

und die Scharen erhitzten, bis sie glühten, weißer denn die Sonne über dem Berge der Gnade. Und ein Knecht lief auf das Burgtor zu, winkte und schrie. Da rasselten die Ketten über die Rollen, knarrend senkte sich die Zugbrücke über den Graben und schlug dumpf auf den Wall. Auf den Söllern und Türmen, auf den Wehrgängen unter den Zinnen drängten sich Ritter und Knechte mit ihren Weibern und außen auf dem Walle, an den Hängen des Sattels wimmelte das Volk der Stadt und stand mit stieren Blicken und offenen Mäulern. Gewaffnete donnerten auf feurigen Rossen über die Brücke und besetzten den Sattel, daß die Schaulustigen auf den Hängen fluchten und tobten.

Da verstummten die Glocken, die verschlossene Tür des Torturmes sprang auf, des Königs Burgvogt trat mit zwei Schergen auf die Brüstung des Turms, verkündete mit lauter Stimme den Ratschluß der Alten und rief des Allwissenden Gnade herab auf das Haupt der Königin Mechel.

„Amen!" lief es murmelnd durch die Menge. Stille. — —

Und wieder erhub sich Gemurmel und Geflüster, Gebraus und Getose:

„Die Königin! Die Königin! Die Königin!"

Die jungen Rosse stutzten, scheuten und wandten sich zur Flucht. Aber die Reiter rissen sie mit gestrafften Zügeln herum und stellten sie keuchend und knirschend mit geschwellten Adern, daß ihnen Blut und Geifer von den Gebissen troff.

Königin Mechel stand auf der Zugbrücke, einen Priester zur Rechten, einen zur Linken und lächelte. Aber niemand sah sie lächeln. Denn ein dichter aschgrauer Schleier verhüllte ihr Angesicht vor den Blicken der Sonne und des Volkes. Mit geschlossenen Augen lächelte sie, lächelte das blasse Antlitz des Sanatas an vor dem Auge ihres Geistes. Und es erhub sich in ihr eine plötzliche Lust zu lachen, das rasende Lachen der Besessenen, das in kalten Sommervollmondnächten im Geklüfte klatscht des Berges der Sehnsucht. Aber sie hielt an sich und lachte nicht, sondern betete, betete erdinbrünstig zu Sanatas mit dunkeln, abgründischen, unerhörten Worten.

Und der greise Priester zu ihrer Rechten kniete nieder, löste die Riemen ihrer Schuhe und entblößte die zarten, weißen Füße, die in so vielen Nächten geschritten waren über den blanken Hang und das taufeuchte mondbeglänzte Gras auf dem Berge der Sehnsucht, und die nun wandeln sollten über weißglühende Pflugscharen zum Hause Gottes.

Ein Knecht wandte sich und winkte. Da knackten und rauschten die Hütten, da rannten die stämmigen Schmiede, die brennenden Gesichter mit rußigem Schweiß bedeckt, und huben und trugen mit eisernen Zangengriffen die weißglühenden Pflugscharen keuchend und reihten sie Schar an Schar des Sattels Grat entlang, wohl sieben Bogenschüsse weit von der Brücke bis zum Münster. Und wieder scheuten die Rosse vor dem blendenden Glutschein und wieder warfen die Reiter sie herum und stellten sie keuchend mit blutig geifernden Lefzen.

Und wieder Stille. Die Glocken waren verstummt, die Blasebälge pfauchten nicht mehr. Vor ihren Laubhütten standen die Schmiede und Schmiedgesellen, die nervichten Arme in die breiten Hüften gestemmt, glotzten und grinsten. Mit angehaltenem Atem starrte die Menge.

„Vertraut auf Gott!" flüsterte der Priester zur Rechten.

„Miserere domine, miserere nobis!" murmelte der zur Linken.

Sie raffte das Büßerhemd bis zu den Knieen, sie setzte den rechten Fuß auf die erste Schar und den linken auf die zweite und den rechten auf die dritte und den linken auf die vierte.

„Schneller, schneller!" ermahnte der Priester zur Linken.

Sie lachte leise:

„Sachte, sachte, Mann Gottes!" — — —

Sie setzte den Fuß auf die siebenundsiebzigste Schar:

„Mich fröstelt!"

Der Greis zur Rechten hätte aufjauchzen mögen.

„Apage Satanas!" stieß der Mann zur Linken hervor.

Und sie schritten weiter, weiter, weiter. — — —

„Mut, Mut!" ermunterte der Greis zur Rechten: „Nur noch sieben! — — Nur noch drei! — Noch eine!"

Die Königin Mechel setzte den linken Fuß auf den Boden und hob die rechte Sohle von der letzten Schar:

„Ich dank Euch, Herrn!"

Die Priester ließen ihre Arme los, erhobenen Hauptes stieg sie die Treppe zum Münster hinan. Die Pforte knirschte in den Angeln und heraus trat finsteren Angesichts Haymon der König mit Gregor, dem Bischof von Ekkala. Sogleich schloß sich die Pforte hinter den beiden. Der König winkte. Ein Kirchenknecht brachte einen Stuhl getragen und stellte ihn auf die oberste Stufe der Treppe. Wieder winkte der König. Die Königin ließ sich nieder, die Priester traten heran. Mit zitternden Händen hob der Greis, der ihr zur Rechten gegangen war, den rechten Fuß der Königin und besah die Sohle:

„Heil!"

Vorsichtig hob der andere den linken Fuß und betrachtete die Sohle lange:

„Heil!" stieß er hervor.

König Haymon stand starr vor Staunen. Aber Gregor der Bischof trat vor bis an die oberste Stufe der Treppe, sein Angesicht leuchtete vor Freude, mit bewegter Stimme rief er, daß es vom Münster zum Palas schallte:

„Du Volk von Ekkala, Gottes Urteil: Mechel, die Königin, ist heil, ist rein, ist unschuldig!"

„Unschuldig! — Unschuldig!" jauchzte das Volk und stürmte den Sattel mit lustrasendem Anprall. Die Reiter wichen, rissen die Rosse herum und sprengten zurück, die verglosenden Scharen mit hufwürfigem Sand überprasselnd. Auf allen Türmen des Schlosses flatterten weiße Banner auf und Ezzel, des Königs Taubenmeister, öffnete den goldenen Bauer und ließ die weißen Tauben steigen: glänzend weiße Tauben schwangen sich in die Lüfte und zogen leuchtende Kreise um die Türme der Burg.

„Unschuldig! — Unschuldig!" jauchzte das Volk.

Und wiederum kreischte die Pforte des Münsters: hinter wallenden

Wolken blauen Weihrauchs glommen die roten Wachslichter des Altars. Die Glocken begannen wieder zu dröhnen, mit Sphärengebrause erfüllten die Bälge der Orgel die blinkenden Pfeifen:

„Te Deum laudamus!“ erscholl es vom Chore.

Um die Schultern der Königin hatte ein Edelknecht den Purpurmantel geworfen, der König selber gürtete ihre Hüften. Und Gregor der Bischof, betäubt von Weihrauch und Orgelbraus, geblendet vom Lichterglanz, den ihre Wangen widerglühten, erhitzt von dunkler, unerklärlicher Lust, beugte sich über die Hand der Königin und küßte sie — lange. Zu ihrer Rechten schritt, sinnend, gesenkten Hauptes der König. Das Volk aber tollte vor Freude, alle blickten auf Mechel, streckten ihr die Hände entgegen und jauchzten:

„Unschuldig! — Unschuldig! — Unschuldig!“

Zwischen den Greisen schritt das junge Weib, umwallt vom Purpurmantel, den Schleier über den Nacken zurückgeworfen, aufrecht, siegleuchtenden Blickes.

Die Orgel, die Glocken, verstummten, aber noch immer wiegten die Chorknaben die Weihrauchfässer. Die roten Wachslichter auf allen Altären kämpften mit dem blauen Gewölk, der schwere Atem mit dem betäubenden Wohlgeruch der schwälenden Gluten in den silbernen Gefäßen. Bischof Gregor war, auf seinen Krummstab gestützt, die Stufen des Hochaltars hinangestiegen und erhob die Hände:

„Es segne euch der allmächtige Gott Vater und Sohn und heiliger Geist!“

Alle lagen auf den Knieen, auch Haymon der König, nur Mechel stand aufrecht, siegleuchtenden Blicks.

Der Bischof erschrak: eine dunkle, unerklärliche Angst fiel auf den auflodernden Zorn seines Herzens und legte sich schwälend darüber wie der Weihrauch auf die Glut:

„Nun danket alle Gott, dem allwissenden und allmächtigen, dem es gefallen hat, die Wahrheit zu offenbaren durch die Macht seines Wunders!“

„Nein!“

Der König war aufgesprungen und starrte seiner Gemahlin entsetzt ins Gesicht.

„Nein!" wiederholte die Königin mit fester und lauter Stimme. „Nein! — Es ist nicht wahr, ich bin schuldig."

Einen Augenblick blieb es still, dann erhob sich eine eifernde Stimme aus dem Haufen:

„Töte sie! — Sie hat Gott gelästert! — Töte sie!"

„Töte sie! Töte sie!" tobte das Volk.

„Stille!" gebot der Bischof mit erhobenem Stabe. Sogleich ward es stille. Der Weihrauch verzog sich, es wurde lichter um den Altar.

„Weib!" begann der Bischof von Ekkala, „welch ein Teufel hat deinen Geist verblendet? Hat nicht Gott für dich gezeugt? — Und nun wagst du es, wider Gott zu zeugen und — wider dich selbst! — O Mechel, Tochter des Marchan, wach auf und sieh an das Verderben, in das du dich stürzest!"

„Nicht zeug ich für noch wider, Gregor, Knecht Gottes: ich habe die Wahrheit gesagt. Wachen Auges geh ich ins Verderben."

„Mechel!"

Ein blasser Knabe warf sich der Königin zu Füßen und streckte die Arme bewundernd zu ihr empor. So kniete er, verzückten Auges, eine Gebärde anbetenden Erstaunens.

„Wer ist dieser Knabe?" eiferte der Bischof. „Man reiße ihn hinweg!"

„Du?!"

Er war aufgesprungen und blickte den Priester stolz und finster an. „Wer ich bin? — Frage den da, Haymon, den König."

Der Bischof blickte auf den König. Haymon erschrak:

„Mich dünkt — ich glaube — doch nein, er ist es, ist Ern, Ritter Lammans Sohn, Ern, der Träumer vom Berge."

Der Jüngling lachte hell auf:

„Du kennst mich, Haymon, kennst mich noch, König? — Dennoch kennst du mich nicht. Denn wohl bin ich Ern, der Sohn Lammans des Helden, aber Ern der Träumer nicht mehr, denn siehe, ich bin wach. Als dieses Weib das Wort sprach: Nein!, als sie die Wahr-

heit bezeugte um der Wahrheit willen wider sich selbst, siehe, da erwachte ich aus meinem Traume, da verschwand das Blendwerk, da erkannte ich sie, sie, meine Herrin!"

Abermals sank er vor ihr auf die Knie', beugte sich nieder und küßte ihre Füße. Und Mechel, die Königin, beugte sich über den Knieenden und berührte zärtlich seine leuchtenden Locken. Ihren bleichen, sündhaften Mund verklärte und heiligte ein jungfräuliches Lächeln.

Sanatas sah sie lächeln und erschrak. Durch die glückstrahlenden Augen der Königin blickte Sanatas in ihre Seele und erkannte, daß die Nacht aus ihrem Gemüte gewichen, daß sie erwacht war. Erkannt' es, erschrak und ergrimmte. Und besann sich seiner selbst und wuchs empor über die Gipfel des Himavat, indem er sich seiner selbst besann, und fühlte sich stark genug, die Sonne vom Himmel zu reißen und hinabzuschleudern in den lichtlosen Abgrund.

„Nein!"

Vor aller Augen stand er, sie alle überragend. Und alle starrten ihn an und aller Herzen stockten:

„Nein! — Es ist nicht wahr: sie ist unschuldig!"

„Unschuldig!" jubelte das Volk.

„Wer ist dieser Mann?" stammelte der Bischof.

Ern war aufgesprungen:

„Wer er ist? — Sieh ihn an, Mann Gottes, sieh ihn doch an! — Erkennst du ihn nicht? — Noch immer nicht?"

Der Bischof erwiderte nicht. Den Blick fest auf Sanatas geheftet, fuhr er fort:

„Wer du auch seist — ich weiß es nicht, vielleicht weiß es niemand, denn dunkel ist im Grunde alles Lebendige, dunkel wie der Tod — dennoch, wer du auch seist, ich grüße dich mit dem Gruße: Gesegnet ist, wer da kommt im Namen des Herrn!"

Sanatas erschrak, hob kaum merklich die Achseln und schloß die Augen.

„Amen!" rief das Volk.

Aber Ern lachte:

„O ihr Toren, ihr Toren, ihr verblendeten Toren! — Ist denn keiner unter euch, der da erkennte, wer er ist? — Seht ihn an, seht ihn doch an, erkennt ihr ihn denn nicht, noch immer nicht, den — den — den —"

Er stockte gurgelnd. Seine Haare sträubten sich, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen.

Sanatas stand, den Blick fest auf das Antlitz des Jünglings gerichtet:

„Nein! — Ich sage die Wahrheit: sie ist unschuldig!"

„Unschuldig!" jubelte das Volk. „Er sagt die Wahrheit! Hört ihr? Die Wahrheit! — Aber der! Aber der lästert Gott! Aber den! Packt ihn! Werft ihn nieder! Tötet ihn! Tötet ihn!"

„Stille!" donnerte Gregor der Bischof.

Stille.

Da ging er hin und legte Stab und Mütze, Ring und Handschuhe auf den Altar, nahm den Mantel von den Schultern, breitete ihn über die anderen Zeichen seiner Würde und löste die goldgestickten Schuhe von den Füßen. Barhaupt, barfuß, im Unterkleide, wie ein Büßer stand er, hob Hände und Augen gen Himmel und betete:

„Allwissender und Allmächtiger, der du das Licht geschieden hast von der Finsternis und die Wahrheit von der Lüge, der du das Joch auflegst auf den Nacken deiner Magd und es ihr wieder abnimmst mit einem Winke deines Willens, sieh mich, deiner Knechte Knecht, im Staube, höre mich schrein aus der Nacht meiner Zweifel: Licht! — Erleuchte mich, Vater des Lichtes, Christus, Sohn, Inbrunst der leuchtenden Menschenliebe, heiliger Geist, erleuchte dein Volk mit dem Lichte der Wahrheit!"

„Amen! Amen! Amen!" tobte das Volk. —

Da schrie eine Stimme:

„Gottes Gericht! — Gottes Urteil! — Ordal!"

„Ordal!" raste die Menge.

Der Bischof neigte das Haupt:

„So sei es in Gottes Namen! — Nenne du mir das Ordal, Volk Gottes!"

Sanatas griff unter den Mantel. Die blanke Klinge eines Stoßdegens sauste durch die Luft. Alle sahen und hörten sie, tosten:

„Zweikampf!"

„Amen", hauchte der Bischof.

Der König winkte. Ein alter Ritter trat vor, entblößte seinen Degen und reichte ihn knieend dem Jüngling.

„Wer bist du?" fragte der Knabe den Alten. „Nie sah ich dich in meinem kurzen Leben. Dennoch — ich weiß nicht — dein Blick — bewegt mir das Herz!"

„O du — du!" stammelte der Alte. „Gesegnet seiest du, Lammans Sohn, du Sohn des Helden! — O Lamman, alter Waffenbruder, mit dem ich hundert Schlachten schlug, hundert Schlachten! — Verklärter Geist! — Aus der Halle des Glanzes blick gütig herab auf deinen Sohn! Segne ihn, Lammans Geist, segne ihn, Bruder!"

Er stand auf, küßte den Jüngling auf die Stirn, wandte sich und verlor sich unter dem Volke. Sinnend blickte ihm der andere nach, bis er verschwunden war.

„Gottes Gericht! — Gottes Urteil! — Ordal!"

Ern zuckte zusammen und wandte sich: ihm gegenüber stand Sanatas, die Linke im Rücken, die Rechte hinter dem Stichblatt des gesenkten Degens verborgen. Die Kampfrichter kreisten den Kampfplatz ab, traten vor und erhoben die Hände:

Sie rannten wider einander, stießen zu, wichen aus, wandten sich, rannten einander an:

„Da! — Da! — Da! — Da, da!"

„Halt! — Halt!"

Der Jüngling blutete an der Stirne:

„Nichts, nichts!"

Er lachte.

Und wieder hoben die Kampfrichter die Hände: Satz wider Satz, Waffengeklirr, Gekeuch:

„Da! — Da! — Da! — Ah! —"

Der Knabe taumelte, stützte sich im Falle auf die Klinge, der Stahl zersprang, der Knabe brach auf die Knie' und schlug vornüber zuboden. Die Königin wankte und fiel. Der König verhüllte das Gesicht mit dem Mantel. Das Volk aber tobte und raste:

„Unschuldig! — Unschuldig! — Unschuldig! — Gott hat gerichtet! — Gott hat gerichtet!"

Und die Glocken erdröhnten. — Und die Chorknaben schwenkten die Rauchfässer. — Und die Orgel erbrauste:

„Te Deum laudamus!" erscholl es vom Chore.

*

Unter dem Turmdache bei Eulen und Fledermäusen wand sich Ern, der Sohn des Helden Lamman, in Todesqualen: mitten durchs Herz war ihm des Feindes kalte Klinge gefahren, mitten durchs heiße Herz. Aber er konnte nicht sterben, nicht sterben.

„Laß mich sterben!" stöhnte der Todwunde. „Laß mich sterben!"

Sanatas lächelte:

„Du sollst leben, Knabe, lange sollst du leben: mit der Todeswunde im Herzen sollst du grau werden, eisgrau!"

„Teufel! — O du, du, wie ich dich hasse!"

„Nicht so, wie ich dich liebe, Knabe, nicht so! — Meine Liebe erhält dich am Leben."

„Ich sterbe! — Einen Tag und eine Nacht sterbe ich schon und noch bin ich nicht tot!"

„Wenn du hundert Jahre gestorben sein wirst, hundert Jahre, Knabe, dann rufe den Tod wieder. Vielleicht erbarmt er sich dann deiner: vielleicht!"

Der Todwunde bäumte sich keuchend:

„Sag, was verlangst du von mir? — Was soll ich tun, damit du mich sterben lässest? — Soll ich dir meine Seele lassen?"

„Nein."

„Was dann, Ungeheuer?"

„Laß mir Mechel, das Weib! — Schwör ihr ab! — Entlasse sie aus der Haft deines Herzens und du bist frei. — Sag: Nimm sie hin, und du stirbst."

„Niemals!"

„So lebe — ewig!"

Sanatas schloß die Augen. Vor seines Geistes Auge trat der Tod:

„Was stellst du dich zwischen mich und diesen? Mir gehört er: weiche!"

„Es ist noch nicht die Zeit."

„Noch nicht? — Einen Tag und eine Nacht lieg ich auf der Schwelle wie ein Hund. Ich, der ich offene Türen finde überall, soll hier betteln um Einlaß? — Was unterfängst du dich?"

„Es ist so beschlossen im Rate des Dritten, der über mir ist und dem andern. Ich habe gewettet mit dem Widersacher und der Richter hat zugestimmt. — Komm wieder."

„Ich werde kommen." —

All das sah und hörte Mechel die Königin im Traume und empfand eine große, aber dunkle Freude, wie sie Sterbliche träumend fühlen, Unsterbliche aber wach. Und sie schlief wieder ein.

Und ein Tag und eine Nacht rollten in den Schoß der Ewigkeit. Auf seinem Lager wälzte sich Ern, der Sterbende, mit durchbohrtem Herzen, schrie nach Schlaf und Tod und wachte und lebte. Und abermals erschien Sanatas, lächelte und verhöhnte ihn. Und abermals flehte der Jüngling und abermals erwiderte Sanatas:

„Sag: Nimm sie hin, und du stirbst."

„Niemals!"

„So lebe ewig!" —

Und abermals erschien der Tod vor dem Auge des Sanatas:

„Die Nacht ist voller Gestöhne Sterbender, daß mir graut, mir selbst. Niemand kann mehr sterben, seit dieser da stirbt. Zwei Tage und zwei Nächte warte ich vor der Pforte und möchte und kann nicht. — Hebe dich endlich hinweg, du, den ich zu hassen begann, als ich wurde, Vater der Brunst! — In keuscher Kälte lag ich, bedeckt mit Finsternis, unbewußt meiner selbst. Da trieb es dich zu werden, Urbrunsttrieb lichtloser! Da weckte mich dein geiler Bocksprung, scheuchte mich auf, trieb mich dir nach, zu löschen, was du

entzündet hast, daß die Welt nicht verbrenne in deiner Brunst. Trieb mich und treibt mich — wie lange noch?"

Sanatas blickte ihn groß an:

„Wie lange? — Siehe, das frag ich mich selber. Denn — dir entdeck ich es, kalter Schatte meiner lichtlosen Brunst, — in meines Kernes Kern, in der Raserei meiner Brunstlust lebt unsterbliches Verlangen zu ruhen in dir, in keuscher, kalter Stille, bedeckt mit Finsternis, unsterbliches Verlangen! Aber Er will nicht, Er treibt mich von Morgen gen Abend in rasendem Umtrieb, hetzt mich vor sich her, mich und den andern, der da das Licht ist um meine Brunst, mit dem ich ringe seit Urbeginn, unbesiegt wie er, dem sie zujauchzen, die Toren, die blödsichtigen Knechte des Lichtes. Und wissen nicht und ahnen nicht einmal, daß da Eins ist das Licht und die Brunst, Eins in dem urdunkeln Urheber, den sie nicht ahnen, den wir nicht kennen, der sich selbst fremd ist, sich selber. Mit dem ich gewettet habe, ruhloser Gefährte. Drum hebe dich hinweg und kehre morgen noch einmal, denn morgen soll es, muß es sich entscheiden."

„Ich werde wiederkehren." —

All das sah und hörte Mechel die Königin im Traume und lächelte das Lächeln der Unsterblichen. Und schlief wieder ein.

Und wieder rollte ein Tag und eine Nacht in den Schoß der Ewigkeit. Und noch einmal trat Sanatas an das Lager des Sterbenden und rang mit der Angst, mit dem Bangen seiner Seele innerlich, äußerlich aber lächelte er und verhöhnte den Jüngling. Und bot ihm nochmals den Tausch an von Tod um Liebe:

„Sag: Nimm sie hin, und du stirbst!"

„Niemals!"

Sanatas raste:

„Knabe, willst du mir trotzen? Fürchte mich, du! Ich bin —! Doch du kennst mich!"

„Eben weil ich dich kenne, trotze ich dir! — Mächtig bist du, Urbrünstiger, aber nicht allmächtig. Deine Macht endet mit der Welt. Aber mächtiger als all die Welt, mächtiger als die unreine Weltbrunst, allmächtig ist das reine, himmlische Urlicht der Liebe, das

sieghaft leuchtet rings um den Urbrunstkern der Welt. Im Lichte der Liebe ist Wahrheit, im Lichte der Wahrheit ist Sieg, Sieg über dich und deine Welt, du mächtig ohnmächtiger Vater der Lüge, Athanas Satan Sanatas!"

Sanatas war aufgesprungen:

„Ich — ich — ich —!"

Er schloß die Augen, geblendet von dem Glanze, der aus dem Auge des Sterbenden brach. Vor seines Geistes Auge trat der Tod:

„Nun?"

„Da! — Da! — Nimm ihn! — Ich bin geschlagen!" —

All das sah und hörte Mechel die Königin im Traume und erwachte und erkannte, daß der Traum wahr war. Und sie wandelte, ihrer selbst bewußt, im Lichte ihres wachen Wahrtraumes, offenen Auges mitten durch die Finsternis des nächtlichen Palastes. In ihrer Seele jauchzten alle Himmel.

Auf der Schwelle des Turmgemaches begegnete ihr Sanatas:

„O Mechel, Weib!" klagte Sanatas.

Sie sah ihn nicht, sie hörte ihn nicht, schritt durch ihn hindurch, stand mitten im Gemache.

„Mechel!" drohte Sanatas.

Sie hörte ihn nicht, schritt weiter.

„Mechel!" raste Sanatas.

Sie sank auf die Knie', beugte sich über den Jüngling, senkte die Wimpern, lächelte verklärt, berührte mit ihren entsündigten Lippen die Stirn des Geliebten:

„Ern!!"

Auf Nachtwacht beim Pulverturm / von Albert Wieser.

Draußen bellen dumpf die Hunde.
Und von fernher tönt das Rauschen
Dunkler Tannen, die dem luft'gen Winde lauschen.

Mach' die Runde.

Einmal, zweimal um die alte Mauer.
Schüttelt manchmal mich ein kalter Schauer
Und ich sehne mich nach der Kantine.

Hör das Scherzen der Soldaten mit der Mine,
Wie sie lachen, wie sie ihre Witze machen.

Und ich stehe,
Und ich gehe
Langsam und allein voll Trauer
Um die alte graue Mauer.

Herbstmorgen / von Robert Hohlbaum.

(Siciliane.)

Nachts wollt' ein tiefer Nebel fest sich ballen,
ich sah die Hand vor meinen Augen kaum.
Nun ward es Tag. Doch leise Schleier wallen
wie Feenkleider durch den goldnen Raum.
Die bunten Blätter sträuben sich zu fallen,
sie klammern bangend sich an Busch und Baum:
die Sonne steigt empor, doch über allen
schwebt der Vernichtung schwerer, süßer Traum.

Trentinis neue Romane / von Bernhard Jülg.

Der Dichter vom großen Frühling und vom Sieg der Jungfrau hat uns zwei neue Bücher gegeben: „Lobesamgasse 13" und „Comtesse Tralala".

Hätten wir seinerzeit Gelegenheit gefunden, uns über die beiden ersten Werke auszusprechen, würden wir vor allem uns vor dem künstlerischen Ernst des Dichters verneigt haben, hätten vielleicht etwas von einem rauschenden purpurnen Strom gesagt, der manchmal zu stark anschwillt und an Klarheit verliert — und hätten wahrscheinlich am Schluß von süßem, jungem Wein gesprochen, aus delsten Trauben gekeltert, von dem wir wissen, daß er in stiller Dunkelheit, nach wenigen Jahren schon, ein köstlicher, starker Labetrank sein wird — Trost in trüben Stunden, Rausch in hellen Tagen.

Wir hätten vielleicht etwas zu viel gesagt und unsere eigene Stimme hätte uns selbst zu zuversichtlich gemacht. Und jetzt, da uns der Dichter wieder kredenzt, wären wir allzusehr verwundert, bloß einen leichten, hellen Rotwein zu kosten.

Das verwirrt uns einigermaßen, denn wir müssen unseren Standpunkt ändern. Gewiß, sagen wir sofort lächelnd — auch der leichte Rotwein hat seine Berechtigung, er ist sogar oft zuträglicher und lustiger wirkend als der schwere, der leicht betäubt — aber — wir müssen uns erst zurechtfinden, denken an das Frühere, wägen ab, streiten über die Notwendigkeiten und darüber, welcher von beiden mehr Freude spendet. Und endlich gestehen wir ganz im Ernst: Vielleicht ist es recht, daß wieder Bücher ans Licht kommen, die gut und doch nicht schwer sind, bieder und ohne Prätension und Arroganz, eine Erzählung ihrer selbst willen, bloß weil es gut und angenehm ist, manchmal einer plaudernden sanften Stimme zuzuhören, die liebe und wenig aufregende Sachen sagt, vielleicht in traulicher Dämmerstunde, wenn man müd vom lauten Tag ist. —

Und es fällt uns ein, daß es lange, lange her ist, seit zum letzten Mal solche Bücher da waren. Wir erinnern uns an die Großmütter und sehen ihren Lehnstuhl im Fenster und das Tischchen und den neuen Roman darauf — Trentini muß es ja noch besser wissen —: denn in „Lobesamgasse" schwärmt er beinah ein wenig zu sehr und zu wehmütig von jener „guten alten" Zeit — von Reifröcken und braunen Schwalbenschwänzen, pflaumenblauen Westen und den 57 Petroleumlampen, welche die Nachtbeleuchtung des Biedermeiernestes Frauenberg ausmachen. Dies alles ist nicht ohne Reiz wiedergegeben — und nach und nach hören wir ganz gern der plaudernden Stimme zu, die uns vom schlichten Leben der ehrbaren Bienerleute erzählt, und weil sie sanft und wohlklingend ist, verzeihen wir es ihr, wenn's ein bischen lang dauert und vieles herbeigezogen wird, das eigentlich nicht ganz notwendig zum Verständnis dieser einfachen Schicksale ist. Und zuletzt, wenn alles gar so schlecht und traurig ausgeht und wir beinah wehmütig werden und schon darüber nachdenken, wie unerbittlich das Leben sei, und daß Liebe sich in Haß kehren könne, beinahe ohne daß wir es merken — da tröstet uns schon wieder die plätschernde Stimme: „Ich erzähle nicht von der Lobesamgasse so und so. Ich erzähle von Lobesamgasse Nr. 13! Und die 13 ist eine böse Zahl!" — Und wieder erinnern wir uns daran, wie Großmutter, um einem ihrer lieben, kleinen Aberglauben zu Recht zu verhelfen, auch immer manches dazuflunkerte, das eigentlich nicht so schlimm war. Und wir behalten eine freundliche Erinnerung an die leise erzählende Stimme in der Dämmerstunde.

Noch hübscher ist es, an „Comtesse Tralala" oder „Die Geschichte einer Treue" zurückzudenken. In der Erinnerung verwischt sich und verschwindet, was allzu breit und umständlich erzählt wird — und man glaubt nur eine kleine feine Novelle gelesen zu haben, wo ein wunderschönes weißgekleidetes Mädchen vorkommt, das den Blumen, dem Sonnenschein, der Liebe, allem was schön ist „Tralala" zujauchzt. Sie flattert wie ein schimmernder Falter durch ihr buntes Leben — aber der Flug des Falters wird nach und nach wirr und unstet und dann taumelnd und müd und plötzlich sinken die glänzenden

Schwingen und rühren sich nie mehr wieder. Ein armer, guter Mensch liebt diesen Schmetterling, der sich manchmal in seine rauhe Hand flüchtet, um dann immer wieder fortzufliegen. Und er trägt seine Liebe durch viele Winter und durch viele Sommer, immer unversehrt, immer rein und strahlend — auch dann, als Tralala längst verstummt ist. — Wohlgemerkt, wir sprechen nur von der Erinnerung an „Comtesse Tralala". Denn beim unmittelbaren Lesen stört uns so manches. . . Wir finden ein Mädchen etwas affektiert, welches gar so oft „tralala" ruft. (Ein Backfisch würde es vielleicht „himmlisch" finden und ein paar Tage lang auch „tralala" trällern.) Und wir wundern uns über die unendliche Liebe des armen nachdenklichen und ernsten Proletariers zu diesem flatternden Schmetterling.

Der Dichter wehrt sich: „Aber auf diesen Gegensatz ist ja das ganze Buch hinausgearbeitet! Für Baldus ist ja das feine adlige Kind ein fortwährendes Wunder in seinem etwas schäbigen, etwas kleinen Leben!" Wir verstehen, gewiß. Wir merken es sogar etwas zu stark und deshalb verstimmt es uns und wir werden zu streng, unser Auge blickt zu scharf in das Gefüge des Buches und glaubt zu entdecken, daß etwas zusammengeflickt ist, das ein Ganzes sein sollte.

Aber wir haben es schon gesagt, daß in der Erinnerung dies alles verschwindet und bloß das Feine und Zarte übrig bleibt, das uns der Dichter ohne Zweifel erzählen wollte. —

All dies Niedliche hat uns Albert von Trentini im letzten Jahr geschenkt. Und noch mehr: er hat uns gelehrt, es zu schätzen und lieb zu haben. Er hat uns gezeigt, daß einer sehr wohl ein angenehmer Gastgeber sein kann, auch wenn er nur leichten Rotwein kredenzt: Die Gläser sind ja fein und schön geschliffen. Und übrigens hat er uns gar nicht die Zuversicht geraubt, uns einmal wieder von jenem schweren süßen Trank kosten zu lassen: Vielleicht arbeitet der Künstler an einem kostbaren Becher, worin er uns seinen edelsten Wein reichen wird.

Brixner Chronik X. (Lichtblicke.)

Ich sehe überall Fortschritt. In den letzten Tagen des September fing sich der Geschäftsführer des Missionshauses in Ermangelung von Negerknaben die Rekruten des Bezirkes zusammen und hielt ihnen einen dreitägigen Vorbereitungskurs unterspickt mit geistlichen Uebungen. „Halbs umsonscht, aus Gefälligkeit", wie die „Chronik" versicherte. „Offiziere" der Brixner Bürgergarde erteilten den Novizen praktischen Unterricht im Exerzieren, in Gewehrgriffen und ähnlichen, einem jungen Soldaten nützlichen Dingen. Daß diese „Offiziere" einst in ihren mannbaren Jahren dem Staate Krüppelsteuer zahlten, tut hier weiter nichts zur Sache. Jedoch ich frage, wie wäre dies? Man gebe den jungen Leuten ein Zaubermittel gegen die ärarischen Wanzen mit oder ein Skapulier, in den Hosenboden zu hängen, um das böse „Aufreiten" oder den „Wolf" hintanzuhalten — oder ein Elixier gegen die Liebe. Halbs umsonscht, meine ich, bloß so aus Gefälligkeit.

*

Und abermals Fortschritt. In den Eisakanlagen hat man einen Musikpavillon errichtet. Ob auch diesen halbs umsonscht, ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, wer die Musik in diesem Pavillon machen soll. Am allerwenigsten aber weiß ich, wer diesen Produktionen lauschen wird. Aber es ist wohl wie mit den Kirchen. Auch sie müssen erst gebaut werden. Die Leute gehen dann schon hinein, und das Unternehmen gestaltet sich ganz von selbst lukrativ.

*

Und abermals etwas Erfreuliches. Ein Komitee hat sich gebildet, um die Sandwüste „Domplatz", deren letzte Gräslein vor etlichen Jahren aus Anlaß der „Brixner Wahrmund-Protest-Versammlung" von den erregten Festteilnehmern endgültig niedergetrampelt wurden, nun wiederum in einen Blumengarten umzuwandeln. Um Mißverständnissen vorzubeugen, füge ich gleich hinzu: den Anlaß zu dieser Renovierung bot nicht jene „Phantasie in den Hundstagen."

*

Wenn schon die Kultur nunmehr fröhliche Feste feiert, so will sich auch die Kunst in diesen Tagen nicht lumpen lassen. Damit sei nicht gesagt, daß der würdige Priester, der einst in einem Bücherladen erschien und die Entfernung von Trentinis „Sieg der Jungfrau" aus der Auslage verlangte — mit der Begründung, das Buch sei unkeusch — nun wiedergekommen sei, um sein Verbot aufzuheben. Es soll auch damit nicht angedeutet werden, daß man höhernorts

(dis. Massimiliano Cav. d'Esterle.)

Alma Mater
Oenipontana III.

Il prof. Andrea Galante
della facoltà italiana sospesa

ovvero:

„Der ruhende Pol in der Entscheidungen Flucht."

gewillt sei, die verschwiegene Hetze gegen den „unkrischtlichen" Brenner einzustellen. Ich meine damit allein das Faktum, daß der von Innsbruck zum Katholizismus zurückgekehrte Brixner Dichter Herr Adolf Erwin Porth eine Tragödie in 20 Seiten oder sonst etwas sehr Trauriges geschrieben hat, was der Allerseelenstimmung Rechnung trägt. Das vielversprechende Vorwort besagt: „Das vorliegende Werk war noch Manuskript, als es schon die öffentliche Diskussion herausforderte. Scharfe, oftmals pöbelhafte Angriffe auf der einen, Lob und Begeisterung auf der andern Seite — kurz und gut: Dem Kinde wurde die Prognose gestellt, ehe es noch geboren war. . . Wer mit seiner Ansicht Recht behält, wird die Zukunft zeigen. Eines aber möchte ich ganz besonders betonen: Die „Allerseelenglocken" sind eine Allegorie, somit nur allegorisch zu nehmen und stehen mit meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung in keinerlei Zusammenhang. Ich weise also im vorhinein Zumutungen, als glaubte ich an Geisterspuck und ähnlichen Firlefanz, ganz entschieden zurück und lehne jede weitere Diskussion über dieses Thema schon im voraus ab." — Kurz und gut: Der Dichter weiß, was er sich schuldig ist. Sich und der Wissenschaft. — „Und wenn sie nun hinaustönen in die Lande, wenn sie vom Lärm des Tages umtost durch die Theater klingen —" genug, genug: Des Dichters wissenschaftlichen Standpunkt in Ehren — das Reich seiner Illusionen ist nicht von dieser Welt!

*

In die Gruppe heimischer Kunst-Renaissance fiele auch die öffentliche Schaustellung der Pläne für den Neubau des Spitales. Auch dies ist Fortschritt. Erst der Grundstein, dann der Arzt und nun die Pläne. Und alles im Laufe weniger Jahre. Wer will es wissen . . vielleicht über Nacht . . . .

*

Und da das unselige Wort Kunst nun schon ausgesprochen ist: Exl war hier, das heißt seine Truppe. Oder war es nur sein technisches Personal, das sich in der Provinz ein paar lustige Tage machte? Es war wenig erbaulich, das sehen und hören zu müssen.

*

Von der Kunst zum Journalismus ist es bekanntlich nicht weit. Mein Horizont ist lokal begrenzt, man verzeihe mir daher den kleinen Gedankensprung. Während nämlich bisher auf allen Gebieten ein erfreulicher Gewinn zu verzeichnen war, muß hier ein Verlust gebucht werden. Hochwürden Herr Bartholomäus Hatzer, verantwortlicher Redakteur der „Brixner Chronik", verläßt die Szene. Klanglos,

klaglos, wie viele vor ihm. Warum er es tun muß, weiß ich nicht. Nur das Eine scheint sicher, daß er sich mit seinen weltlichen Gebietern gewiß nicht überworfen hat. Die Gründe müssen diesmal wo anders liegen. Es könnte auch so sein: Ein geweihter politischer Heißsporn war so ungeschickt und wurde Journalist. Was sich dem untergebenen Priester gegenüber nicht so leicht machen ließ, ließ sich mit Leichtigkeit bei einem Zeitungsschreiber an. Es war nur eine Kleinigkeit, diesen hinwegzufegen. Jedenfalls ist es schade um ihn. Er war ein ganzer Mann. Er hatte das für sich, was einem Journalisten das Höchste sein muß: seine geistsprühenden Leitartikel standen schon in seinem Gesicht geschrieben. Ich persönlich bin Herrn Hatzer zu großem Dank verpflichtet, und dies dafür, daß er mir nie eines über die unartigen Finger gegeben hat. Welchem Gefühl hiemit öffentlich Ausdruck verliehen sei. Hartmann.

Innsbrucker Kunstschau XI.

Albert Plattner: Porträt (Kunsthandlung Czichna). Anekdotische Darstellung einer stark mißhandelten Terzseite. Daher recht oberflächliche Charakteristik. Die Unfarbigkeit des Fleisches ist bis zur Pappendeckelhaftigkeit gesteigert. Trotz eines Tapetenhintergrundes ist keine Raumwirkung, trotz einer angenehmen, plakatartigen Silhouette keine Plastik erzielt. Man gewinnt allmählig den Eindruck, daß Plattner über die zeichnerische Grundlage seiner Bilder nicht nur nicht hinauskommt, sondern sie durch die Farbe, mit der er nichts anzufangen weiß, verdirbt. Er würde vielleicht seiner Kunst mehr dienen, wenn er bei irgend einer Schwarz-Weißtechnik bliebe, etwa wie Leo Samberger.

Frau Anna Stainer-Knittel feiert ihren siebzigsten Geburtstag durch eine Kollektivausstellung im Ferdinandeum. Sie ist ausschließlich Blumenmalerin; wenigstens beweisen die ausgestellten Porträts und die manchmal als Staffage herangezogenen Landschaften nicht das Gegenteil. In ihren Blumenstücken erreicht sie nichts Wegbahnendes, aber sie drückt so viel Mütterlichkeit darin aus, daß man sympathisch angezogen wird. Gewiß ist manches geschmacklos, aber es ist alles schlicht sachlich und wahr gesehen, wie es die Art unkomplizierter Frauen zu sein pflegt. Die eigentliche künstlerische Leistung hat man in den frischen, mitunter sehr schönen Farbenharmonien zu suchen, die ihr ungezwungen gelingen, weniger in der stark betonten Plastik.

Erich Heermann: Porträt-Radierung (Wagnersche Buchhandlung). Sorgfältige Arbeit, sauberer, aber uninteressanter Druck. Wenn

der Künstler nicht eine Photographie abgepaust hat, hat er Unrecht gehabt. Er hätte sich Mühe erspart und doch dasselbe erreicht.

Hans Told: Herrenporträt, Damenporträt, Bauernszene (Kunsthandlung Czichna). Vom Damenporträt geht ein angenehmer Reiz aus. Auch wirkt das Holbeinartige der Porträtköpfe nicht schlecht, aber das sind Nebenerscheinungen. Dem Ganzen fehlt die Beweiskraft, daß es kein Kitsch ist. Das Bauernbild hingegen täuscht nichts vor. Es ist herzhaft schlecht und daher doch erfreulicher als die Bildnisse.

Josef Durst: Fünf Landschaften (Kunsthandlung Unterberger) Ehrliche und gute Studien und ein großer Fortschritt. Durst bejaht jetzt sein Wesen kräftiger und mißtraut seinen Fähigkeiten und seinem Können weniger. Er umspannt das Gesamtbild mehr mit einem einzigen Blick und schließt seine Farbenelemente zu einfacheren Harmonien zusammen. Man erkennt seine Persönlichkeit deutlicher, weil er sich seine Zuversicht nicht mehr von der ungeheuren Kompliziertheit der Natur verwirren läßt. Durst weiß, wie lang die Umwege in der Kunst sind. Jetzt weiß er auch, auf welchem man heim findet. Das Kinderbild (Buchhandlung Wagner) schwankt noch unentschieden zwischen Sachlichkeit und Freilichtwirkung. Durst geht Versuchen nicht aus dem Wege und läßt sich auch durch Mangel an „Gefälligkeit" nicht hindern, sie ganz zu machen.

Benedikt.

Voranzeige.

Um für Richtung und Ziele unserer Zeitschrift vor einer breiteren Öffentlichkeit Beachtung zu werben, haben wir uns entschlossen, literarische Vortragsabende zu veranstalten, die dem literarisch interessierten Publikum der Landeshauptstadt Gelegenheit bieten sollen, namhafte Vertreter des deutschen Schrifttums der Gegenwart — soweit sie für die kulturellen Bestrebungen des „Brenner" von maßgebender Bedeutung sind — als Interpreten ihrer eigenen Werke kennen zu lernen.

Als erster wird Karl Kraus, der hervorragende satirische Denker und Herausgeber der Wiener Zeitschrift „Die Fackel", aus eigenen Schriften vorlesen. Dieser Abend findet am Donnerstag den 4. Jänner 1912 im „Kleinen Stadtsaal" statt.

Für einen zweiten Vortragsabend (voraussichtlich anfangs März) hat sich der bedeutende Romanschriftsteller Heinrich Mann dem „Brenner" zur Verfügung gestellt.

Wir machen die Freunde unserer Zeitschrift schon heute auf diese Veranstaltungen aufmerksam mit dem Ersuchen, auch weitere Kreise dafür zu interessieren.

Nachtrag.

Berichtigung. Im ersten Teil der Erzählung „Das Ordal" von Hugo Neugebauer (Heft 10) ist zu lesen:

S. 322 (Z. 8 von unten) statt „Schilder": „Schilde".

S. 325 (Z. 3 von oben) statt „wuchtendes": „wuchendes".

S. 327 (Z. 14 von unten) statt „herabhängenden": „herabhangenden".

Zur Beachtung. Der Aufsatz „Heimkehr der Seele" von Carl Dallago ist dem Buche „Geläute der Landschaft" (Leipzig, Hermann Dege) entnommen.

Die hier besprochenen Bücher von Albert von Trentini sind bei Schuster & Löffler in Berlin erschienen. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß der Prospekt über Trentinis Werke — weder auf unsere noch auf des Autors Anregung hin — lediglich im Auftrag des genannten Verlags dem letzten Hefte beigegeben wurde.

Die Schriftleitung.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K. 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Ab 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.